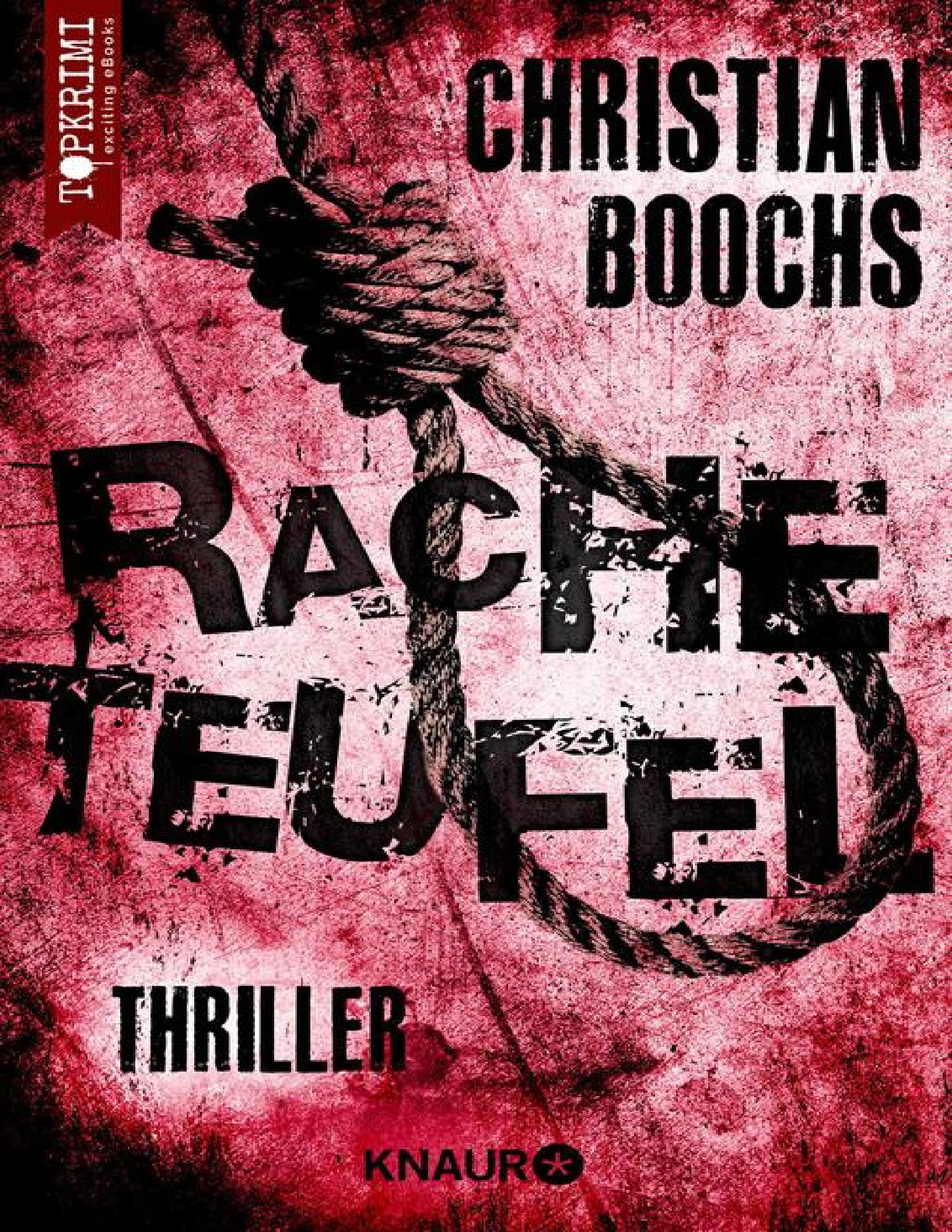
TOPKRIMI
exciting eBooks
CHRISTIAN BOOCHS
RACHE
REUE
THRILLER
KNAUR

Christian Boochs

Racheteufel

Thriller

Über dieses Buch

Ein Serienkiller verübt Selbstjustiz und Ermittler Torsten Demski geht erneut an seine Grenzen. Der neue Thriller von Christian Boochs.

Gute sechs Monate sind vergangen, seit Mordermittler Torsten Demski den Frauenmörder Jan Rieper geschnappt hat. Demskis ehemalige Geliebte Bine liegt im Koma, schwanger mit dem gemeinsamen Kind. Auch Demskis Ehefrau Kathrin ist hochschwanger.

Und auch beruflich geht es für Demski erneut ums Ganze. Denn wieder treibt ein Serienmörder sein Unwesen und stellt die grausam gefolterten Opfer zur Schau.

Nur dieses Mal ist alles anders.

Offenbar hat es der Mörder auf Kriminelle abgesehen und wird dafür von Medien und Öffentlichkeit gefeiert.

Demski hat deswegen die Vermutung, dass der Täter in den eigenen Reihen der Polizei zu suchen ist. Und tatsächlich versucht der Killer schon bald, den Verdacht auf Demski zu lenken. Wem kann Demski noch trauen?

Inhaltsübersicht

Kapitel 1
Kapitel 2
Kapitel 3
Kapitel 4
Kapitel 5
Kapitel 6
Kapitel 7
Kapitel 8
Kapitel 9
Kapitel 10
Kapitel 11
Kapitel 12
Kapitel 13
Kapitel 14
Kapitel 15
Kapitel 16
Kapitel 17
Kapitel 18
Kapitel 19
Kapitel 20
Kapitel 21
Kapitel 22

Kapitel 23
Kapitel 24
Kapitel 25
Kapitel 26
Kapitel 27
Kapitel 28
Kapitel 29
Kapitel 30
Kapitel 31
Kapitel 32
Kapitel 33
Kapitel 34
Kapitel 35
Kapitel 36
Kapitel 37
Kapitel 38
Kapitel 39
Kapitel 40
Kapitel 41
Kapitel 42
Kapitel 43
Kapitel 44
Kapitel 45
Kapitel 46
Kapitel 47
Kapitel 48

Kapitel 49
Kapitel 50
Kapitel 51
Kapitel 52
Kapitel 53
Kapitel 54
Kapitel 55
Kapitel 56
Kapitel 57
Kapitel 58
Kapitel 59
Kapitel 60
Kapitel 61
Kapitel 62
Kapitel 63

Kapitel 1

Es stimmt nicht, was man sagt. Dass das Leben an einem vorüberzieht, wenn man stirbt. Aber vielleicht stirbt er noch nicht genug. Vielleicht ist es noch gar nicht so weit.

Noch lebt er.

Die Frage ist nur: Wie lange lassen sie ihn leben?

Er ist nicht gefesselt. Nicht im eigentlichen Sinn. Bewegen kann er sich dennoch nicht. Wenn er es tut, schmerzt es. Höllisch. Jedes Zucken. Jede noch so kleine Bewegung. Das bedeutet Schmerzen. Man hat ihn im Rangersitz an einen Pfahl gesetzt. Seine Beine sind ein einziges Durcheinander. Es ist, als wären sie mit sich selbst verknotet. Das Blut staut sich. Sie fühlen sich taub an. Tot. Völlig nutzlos.

Bis auf den Schmerz.

Ganz klar, wer für das hier verantwortlich ist, weiß, was er tut. Das sind Profis.

Die Frage ist nur: Wem hat er ans Bein gepinkelt? Wen hat er so verärgert?

Er hat seine Schulden bezahlt. Seine Jobs erledigt. Für sein Vergnügen hat er gesorgt. Sicher. Aber dabei war er vorsichtig. Sorgsam. Hat nicht in fremden Revieren gewildert.

Oder doch?

Hat er es nur nicht gewusst?

Seine Augen sind verbunden. Wenn er sie öffnet, starrt er in die Dunkelheit des groben Stoffes. Seine Lippen sind spröde. Er leckt mit der Zunge darüber. Aber das macht es nicht besser. Sein ganzer Körper ist Taubheit und Schmerz.

Er weiß nicht, wie er hierhergekommen ist. Er weiß nicht einmal, wo dieses Hier überhaupt ist.

Manchmal hört er Schritte oder Geräusche, die von Tieren stammen müssen. Leises Rascheln. Etwas huscht herum. Ratten? Das wäre möglich. Es riecht ein wenig danach. Nach Dreck und abgestandener Luft.

Wieder hört er Schritte. Leichter Hall. Wie in einer Lagerhalle.

Abgelegen. Wahrscheinlich.

Von hier gibt es kein Entkommen.

Er weiß das. Aber aus irgendeinem Grund verspürt er keine Angst. Andere nässen sich ein in dieser Situation. Auch das weiß er.

Er hat es gesehen. Hat es erlebt.

Das hier wird er nicht überleben.

Keine Angst.

Er hockt nur da, an diesem verdammten Pfahl.

Unbeweglich. Unabänderlich.

Die Schritte kommen näher. Langsam. Stetig. Katzenhaft.

Kein niedliches, flauschiges Kuschelwesen.

Nein.

Es ist eher ein großes, garstiges Raubtier.

Der Jäger, der sich seiner Beute sicher ist.

Wie konnte er zur Beute werden? So war das nicht geplant.

Er spürt die Blicke der fremden Person auf sich, starrt nur in die Augenbinde. Seine Wimpern reiben sich an dem Stoff.

Aber er kann die Augen nicht schließen. Auch wenn das besser wäre. Vielleicht.

Jemand steht vor ihm, sieht auf ihn herab. Er saugt die Luft ein. Tief. Versucht, etwas zu riechen.

Aber da ist nichts. Nichts. Nur Mensch.

Leises Rascheln. Jemand greift in eine Tasche. Klicken.

Dann drückt etwas Hartes gegen seine Lippen, zwängt sich in seinen Mund. Metall, das klackernd gegen seine Zähne drückt.

Diese Person schiebt ihm eine Pistole in den Mund.

Er wehrt sich nicht. Nicht mehr.

Wozu auch?

Es fühlt sich unnatürlich an. Der Lauf an seinen Zähnen. Gnadenlos und kalt. Und dann dieser Geschmack. Metallisch. Und Waffenöl.

Auf diese Erfahrung hätte er verzichten können.

Es ist still. Er hört nur den Ruf einer Krähe. Weiter weg, als er es sich vorstellen kann. Seine Welt ist geschrumpft. Es gibt nur noch diesen Ort für ihn. An diesem Pfahl. Unter der Augenbinde. Mit der Waffe in seinem Mund.

Alles andere hat die Bedeutung verloren.

Er hört das Atmen. Wer immer vor ihm steht, ist ein Mensch aus Fleisch und Blut. Natürlich. Was sonst?

Er muss dehydriert sein. Seine Gedanken schlagen Purzelbäume, laufen in wirren Bahnen.

Er könnte diesen Menschen töten. Könnte ihn umbringen. Wenn er nur imstande wäre, sich zu bewegen.

Dann hört er die Stimme. Die Worte. Schrill, verzerrt. Nicht unverständlich. Aber irgendwie seltsam. Weder männlich noch weiblich. Nicht einmal menschlich.

Elektronisch. Wie durch einen Verzerrer gejagt.

Er hat immer geglaubt, so etwas gebe es nur in Horrorfilmen oder schlechten Fernsehkrimis. Hirngespinste übereifriger Drehbuchautoren. Aber offenbar gibt es diese Dinger wirklich.

Die Stimme klingt nicht professionell, passt nicht zu allem anderen. Da ist etwas anderes im Spiel. Etwas Emotionales. Das kann auch das Elektronikding nicht verstecken.

Das hier ist keine Angelegenheit unter Kriminellen. Auch wenn es keine Ehre unter Dieben gibt. Aber er hat angenommen, es sei etwas Berufliches.

Die Stimme sagt etwas anderes.

Das hier ist persönlich.

»Bereust du, was du getan hast?«, fragt sie.

Er schweigt.

Stille und Atmen.

Sein Atmen und das der Stimme.

Er denkt darüber nach. Offenbar zu lange.

»Ich möchte das wirklich wissen, bevor du stirbst. Denn du wirst sterben.«

Das weiß er selbst. Er weiß es seit dem Moment, da er an dem beschissenen Pfahl zu sich gekommen ist und den Schmerz in seinen Beinen gespürt hat.

Er weiß es, und doch ist es seltsam. Er hat sich das anders vorgestellt. Irgendwie dramatischer. Hat mit diesem Film vor dem inneren Auge gerechnet.

Eigentlich ist er ganz froh, dass sein Leben nicht an ihm vorbeizieht. Er braucht das nicht.

Er will das alles nicht noch einmal sehen. Den ganzen Mist. Den ganzen Scheiß. Alles, was er getan hat.

Ist er stolz auf sein Leben? Seine Taten? Nein, nicht unbedingt. Aber Reue?

Scheiße, nein. Wieso auch?

Er hat getan, was er tun musste. So war es immer. So wird es immer sein. Wobei, vermutlich nicht.

Jedenfalls würde er dieser verdammten Person mit der verdammten Knarre liebend gern die Finger um den Hals legen und ihr den Kehlkopf mit bloßen Händen zerquetschen. Das Leben ganz langsam aus ihr herauspressen. Wie den Saft aus einer überreifen Orange.

Ja, das würde er tun. Wenn er nur könnte.

Ist das Reue? Das Einzige, was er im Augenblick bereut, ist, dass er sich nicht bewegen kann. Sich kein bisschen rühren kann. Und wenn er es versucht, tut es verdammt weh. Vor allem ist es sinnlos.

Diese Person erwartet keine Reue. Nicht wirklich, jedenfalls. Sie erwartet auch keine Antwort. Wieso sonst würde sie ihn fragen, während er den Lauf der verfluchten Pistole im Mund hat?

Das ergibt doch keinen Sinn.

Das alles hier ergibt einfach keinen Sinn.

Er erinnert sich noch an den Abend. Ein paar Drinks in einer Bar. Nichts Wildes jedenfalls.

Und dann?

Schwärze.

Und im nächsten Moment hockt er hier in diesem schmerzhaften Fesselsitz mit einer Knarre im Mund, und eine völlig durchgeknallte Person stellt ihm Fragen, auf die es keine Antworten gibt.

Nicht geben kann.

Dann zieht jemand die Augenbinde weg. Reißt sie fort mit einem Ruck. Wie ein Pflaster.

Er kann sehen. Er kann wirklich sehen.

Es ist, wie er gedacht hat. Eine Halle, alt und verdreckt. Er hockt am Boden im Dreck und Mäusekot. Mehrere Pfähle. Hohe Decke und Fenster. Manche Scheiben sind zerschlagen.

Baustellenscheinwerfer sind auf ihn gerichtet. Grelles Licht und die Person im Gegenlicht. Versteckt sich im Schatten. Erkennen kann er nichts. Niemanden.

Aber er kann sehen, und das ist nicht gut.

Er weiß es. Jeder weiß es. Er hat es selbst so praktiziert. Wenn die Opfer sehen können, wissen sie es.

Sie wissen es. Immer.

So wie er es jetzt weiß. Wenn er irgendwo noch einen Funken Hoffnung verspürt hat, ist der nun erloschen.

Er wird diesen Ort nicht lebend verlassen.

Das war es. Ende. Amen. Tot. Begraben.

Vielleicht nicht einmal das.

Wahrscheinlich lässt man ihn ja einfach hier in dieser Lagerhalle. Lässt ihn verrotten. Vielleicht fressen ihm dann die Ratten das Fleisch von den Knochen, und irgendwann in ein paar Jahren findet dann irgendwer sein Skelett und fragt sich, wer dieser arme Teufel war, den man hier hat verwesen lassen.

»Du weißt, dass du sterben wirst, oder?«

Er schielt auf den Lauf der Pistole.

»Ich weiß, dass du nicht sprechen kannst«, sagt die Person. Ihre Stimme ist nun ruhiger. »Es genügt, wenn du nickst oder den Kopf schüttelst. Mehr verlange ich nicht.«

Er rührt sich nicht.

»Also, spürst du Reue?«

Er zuckt nicht, bewegt sich nicht. Diesen Gefallen tut er seinem Peiniger nicht. Wozu auch? Es rettet ihn nicht. Nichts kann ihn retten. Nichts und niemand. Es gab immer nur ihn.

Sein ganzes beschissenes Leben lang.

Und so wird es auch enden.

»Schade«, sagt die Stimme. »Dann bringen wir es eben so zu Ende.«

Der Daumen bewegt sich. Das charakteristische Klicken ertönt und hallt überlaut durch die vergammelte Halle.

Der Hahn der Pistole ist gespannt, und es hat etwas von Endgültigkeit.

Er heftet seinen Blick auf diese Augen hinter den Sehschlitzen. Das ist alles, was er tun kann. Mehr bleibt nicht.

Den Schuss wird er nicht hören. Das Echo, das dann für den Bruchteil eines Augenblicks in der Lagerhalle hängt, erst recht nicht.

Er wird nichts mehr spüren. Dort, wo er hingeht, ist nichts. Nichts außer Schwärze.

Das Letzte, was er hört, ist das Klicken des Abzugs. Ihm bleibt nicht einmal die Zeit, darüber nachzudenken.

Alles, was bleibt, ist Dunkelheit.

Kapitel 2

»Sieht nach Suizid aus«, sagt Frank Theißen.

Demskis langjähriger Kollege hat heute seinen üblichen Gebrauchtwagenhändlerlook gegen das Aussehen eines Grundschullehrers eingetauscht. In Weste, Hemd und brauner Jeans wirkt er irgendwie noch länger und schmaler als ohnehin.

»Ja«, antwortet Demski, und das tut es.

Es handelt sich um einen Mann, etwa Anfang vierzig. Er hängt an einem Strick am Treppengeländer im Flur eines Einfamilienhauses. Ein älteres Haus, aber gut in Schuss. Der Mann ist das Erste, was man sieht. Wie eine Botschaft.

Er trägt ein weißes Hemd, am Kragen aufgeknöpft, eine schwarze Hose, die zu einem Anzug gehört. Gebügelt, ordentlich. Schwarze Socken. Die Lederschuhe sind ihm von den Füßen gerutscht.

Seine Augen sind halb geschlossen und sehen aus, als wollten sie aus dem Schädel springen. Das Gesicht ist angelaufen, aufgedunsen.

Man neigt dazu, zu denken, Tod durch Erhängen sei ein schneller Tod. Schmerzfrei. Sauber.

Das kann stimmen, wenn man es richtig macht. Dann geht es schnell. Nur ist es dennoch kein schöner Anblick.

Schmerzhaft ist Sterben jedoch immer. Auf die eine oder andere Art.

Wenigstens kam der Tod für diesen Mann wahrscheinlich schnell. Wie er vorher gelitten haben muss, vermag Demski sich nicht vorzustellen.

»Was wissen wir über ihn?«, fragt er.

Theißen zieht einen Notizblock hervor. Demskis Partner war vor ihm am Fundort. Wie immer. Und natürlich hat er sich Notizen gemacht. Auch das ist wie immer.

Theißen überfliegt ein paar Seiten mit raschen Augenbewegungen. »Nicht viel«, sagt er dann. »Michael Brenner, gerade einundvierzig Jahre alt geworden, Finanzberater. Keine Schulden, keine dunklen Flecken auf der weißen Weste. Er hat keinen Dreck am Stecken. Jedenfalls nicht, soweit wir bisher wissen und wenn man von ein paar Strafzetteln absieht.«

»Familie?«

»Eine Frau, Tochter, acht Jahre alt. Das Haus ist abbezahlt. Er hat an den Wochenenden viel Zeit und Mühe investiert. Das sagt zumindest der Nachbar. Ein ruhiger Kerl. Freundlich. Im Job scheint alles okay. Auch sonst nichts. Nichts, was nach außen hin auf so etwas hindeutet.«

»Ja«, sagt Demski. Nach außen hin. Das ist der Punkt. Die meisten leiden still. Im Inneren.

Das sieht niemand. Erst wenn es zu spät ist.

Für Brenner ist es zu spät. Aber es ist nicht Demskis Job, sich darüber Gedanken zu machen. Er muss nur klären, ob

diese Selbsttötung das ist, wonach sie aussieht.

Die offenen Fragen bleiben. Damit muss sich die Familie auseinandersetzen.

Tauschen will Demski nicht.

Trotz aller Widrigkeiten ist es ein ganz normaler Morgen in der Abteilung Todesermittlung. Es gibt kein Blutbad, keine frei laufenden Serienmörder, keine Medienschelte.

Nur einen Mann, der zu verzweifelt, zu verloren, zu was auch immer gewesen ist, um am Leben festzuhalten, und sich für den Tod entschieden hat.

Trauriger Alltag.

»Die Spurensicherung meint, es gibt keine Einbruchspuren. Keine Hinweise auf Fremdeinwirkung«, sagt Theißen. »Frau und Kind waren über das Wochenende bei den Großeltern.«

»Haben sie ihn entdeckt?«

Theißen schüttelt den Kopf. »Der Nachbar. Er hatte geklingelt, und als niemand öffnete, hat er durch das Fenster geschaut. Dann hat er uns gerufen.«

»Haben wir eine Notiz gefunden?«

»Eine Notiz?«

Demski nickt. »Einen Abschiedsbrief oder etwas in der Art.«

»Nein«, antwortet Theißen. »Bisher jedenfalls nicht.«

»Hmm, sieht dennoch nach einem klaren Fall aus, oder?«

»Schon«, meint Theißen. »Warum tut jemand so etwas?«

Demski zuckt mit den Schultern. »Verzweiflung?«

»Aber …«, setzt Theißen an, dann schweigt er eine oder zwei Sekunden lang. »Aber es gibt doch immer etwas, was man tun kann.«

»Vielleicht«, sagt Demski. Aber er denkt: Manchen bleibt eben nur noch das. Suizid. Keine Lösung. Nur der letzte Ausweg. Irgendwo in irgendeinem dunklen Fleck seines Verstandes kann er das verstehen. Nicht begreifen, aber verstehen.

»Guten Morgen, die Herren.« Was die kleine, eher rundliche Statur der Rechtsmedizinerin Nicola Adriano nicht schafft, gelingt ihr mit Stimme und Präsenz mühelos. Sie füllt den Raum aus. »Alle frisch und munter?«

»Wir schon. Aber Herr Brenner hier leider nicht mehr«, antwortet Theißen.

»Hmm«, macht Adriano, »aber Demski sieht auch aus, als könnte er noch einen Kaffee vertragen.«

»Der sieht immer so aus«, sagt Theißen, und damit hat er vermutlich recht.

Die Rechtsmedizinerin stellt ihren Koffer ab, zieht Latexhandschuhe hervor und über ihre Hände. »Die Spurensicherung ist fertig?«

»Ja«, antwortet Demski. »Alle warten nur auf Sie.«

»Sie wissen doch, wie das mit Magiern und Rechtsmedizinern ist, oder?«

»Nein, eigentlich nicht«, sagt er.

Sie lächelt breit, was die weißen Zähne in ihrem dunklen Gesicht betont. »Wir kommen immer zum richtigen Zeitpunkt.«

Die Rechtsmedizinerin macht sich an die Arbeit, begutachtet den Leichnam von allen Seiten und murmelt dabei ihr mehr oder weniger verständliches, fachliches Kauderwelsch.

Demski beobachtet sie. Er ist auch nach all den Jahren immer noch fasziniert von der Routine, der Sicherheit und der Art und Weise, wie Doktor Adriano an ihre Arbeit herangeht.

»Das Gesicht ist aufgedunsen«, sagt sie. »Verfärbungen der Haut. Die Zunge quillt hervor. Erste Verwesungszeichen. Ich schätze, er ist bereits einen Tag lang tot. Aber genau kann ich es natürlich erst sagen, wenn er …«

»… auf Ihrem Tisch liegt?«, fragt Demski mit einem verlegenen Schmunzeln.

Adriano hält einen Augenblick lang inne und mustert Demski. »Richtig. Woher wissen Sie das bloß, Sie Genie?«

»Tja«, antwortet er. »Sonst noch etwas?«

»Es gibt ein paar Einblutungen an den Lippen. Das Hilfsmittel hat vorn am Hals eingeschnitten. Die Kraft hat nicht ausgereicht, das Genick zu brechen. Er ist erstickt. Aber nach dreißig Sekunden dürfte er davon nichts mehr mitbekommen haben.« Sie verzieht flüchtig das Gesicht, zeigt einen Ausdruck des Bedauerns, den Demski selten an der Frau sieht. »Genaueres dann später.«

»Danke, Sie …«, Demski hebt einen Finger. »Moment, bitte.«

Demskis Handy vibriert in seiner Tasche. Auch das ist Alltag. Gefühlt tut es das hundertmal. Und meistens unterbricht es ihn bei irgendetwas.

Er zieht es hervor, starrt auf das Display.

»Willst du nicht abnehmen?«, fragt Theißen.

Demski seufzt. »Es ist ein neues Gerät. Ich muss mich erst einfinden.«

Theißen lacht leise. »Es ist der grüne Knopf, Demski, immer der grüne.«

»Ja, ich weiß. Der Chef ist dran«, antwortet Demski und nimmt den Anruf an.

Ruggiero spricht mit ruhiger Stimme. Es scheint also keinen neuen, dramatischen Fall zu geben.

Das ist die gute Nachricht.

»Demski?«, fragt Ruggiero. »Ich habe eben einen Anruf erhalten. Man hat versucht, Sie zu erreichen.«

»Ich habe ein neues Handy.«

»Ja, schön«, entgegnet Ruggiero. »Übergeben Sie Ihren Fall an Theißen. Der kann das allein. Bei Bedarf kann ihn Kessler unterstützen.«

»Was ist denn los, Chef?«

Einen Moment lang herrscht Stille in der Leitung. »Es ist das Krankenhaus«, sagt Ruggiero dann. »Sie sollen hinfahren.«

Demskis Herz setzt einen Schlag lang aus. »Was ist los?«, fragt er dann gepresst.

»Ich weiß es nicht«, antwortet Ruggiero. »Man hat mir nichts gesagt. Nur dass es um Frau Schulert geht und Sie

hinfahren sollen. Also machen Sie das einfach, in Ordnung?«

»Okay«, sagt Demski leise und legt auf.

Einige Sekunden lang steht er nur da, starrt abwesend auf das verlöschende Display seines Telefons.

»Was ist denn?«, fragt Theißen schließlich. »Du bist bleich wie die Wand.«

Demski blinzelt, schüttelt den Kopf. »Ich muss los.«

»Wohin?«

»Ins Krankenhaus. Der Chef hat gesagt, ich soll hinfahren.«

Theißen legt die Stirn in Falten. »Ist etwas mit Bine?«

»Keine Ahnung«, antwortet Demski. »Ruggiero wusste nichts. Kommst du hier zurecht?«

»Klar.«

Kapitel 3

Es ist ein anderes Zimmer als noch vor ein paar Monaten. Heller. Freundlicher. Es gibt weniger Geräte. Das Piepen hat man abgestellt. Bald wird man das auch mit den verbliebenen Maschinen tun. Das Einzige, was Demski hört, ist Bines ruhiges, gleichmäßiges Atmen.

Das ist auch das Einzige, was sie tut. Sie sieht aus, als würde sie schlafen, und auf eine Weise tut sie das auch.

Auf eine ungute Weise. Denn es gibt kaum Hoffnung. Kaum Anhaltspunkte, dass sie jemals wieder aufwacht.

Es bräuchte ein Wunder, und an Wunder glaubt hier niemand mehr.

Ihr Bauch wölbt sich unter der Bettdecke. Es gibt solche Fälle. Es gab sie, und es wird sie wieder geben.

Für viele ist es ein moralischer Grenzfall. Die Medien sprechen despektierlich von menschlichen Brutkästen. So sie denn berichten, und meist tun sie das nur, wenn es gerade ein Sommerloch zu füllen gibt.

Man mag davon halten, was man will. Wenn man mit der Situation konfrontiert wird, arrangiert man sich damit. Demski hat das getan. Er genießt den Luxus, es tun zu können. Denn Bine hat niemand gefragt. Niemand hat sie fragen können.

Es war Bines schicksalhaftes Zusammentreffen mit dem Frauenmörder Rieper, das sie in dieses Bett und in diesen Zustand gebracht hat. Auch da hat Bine niemand gefragt. Es war Demski. Er und seine Verbindung zu ihr hat Bine ins Visier des Serientäters gebracht – und dann in dieses Bett.

Es sind stille Momente, in denen Demski an diesem Bett, in diesem Zimmer sitzt und sich fragt: Was wäre, wenn?

Das hat er monatelang getan und ist zu keinem Ergebnis gekommen. Weil es kein Ergebnis gibt. Kein anderes jedenfalls. Nur die Realität.

Am Anfang war er oft hier. Beinahe jeden Tag. Dann jede Woche. Es lag nicht an ihm. Nicht nur. Es liegt auch an ihrer Mutter, die nun die Dinge für Bine regelt.

Zu Demskis Glück ist sie gerade nicht hier.

Die Tür des Krankenzimmers öffnet und schließt sich beinahe lautlos. Demski bemerkt sie, spürt die Anwesenheit, auch ohne hinzusehen.

»Doktor Wessler«, sagt er leise. Es ist eine Vertrautheit entstanden in den letzten Monaten, seit sie ihn nach seinem eigenen Zusammenstoß mit Rieper wieder zusammengeflickt hat, die weit über das übliche Engagement hinausgeht. Sie sieht auch nach Bine, immer wieder, obwohl das eigentlich nicht ihr Job ist.

»Ich habe Sie in der Eingangshalle gesehen«, sagt die Ärztin. »Als ich mir einen Kaffee geholt habe. Und da dachte ich, Sie könnten auch einen vertragen.«

Demski greift nach dem Becher, den sie ihm hinhält. Er ist heiß. Er klammert sich mit beiden Händen daran fest

und nickt ihr dankbar zu. »Sie wissen, warum man mich angerufen hat, oder?«

»Ja«, antwortet sie. »Es gab Komplikationen, aber die hat man in den Griff gekriegt. Ich habe nachgeschaut, halte mich stets auf dem Laufenden in diesem Fall.«

Demski lächelt. »Wieso eigentlich?«

Doktor Wessler zuckt mit den Schultern. »Ich schätze, es berührt mich irgendwie. Es kommt nicht alle Tage vor, dass so etwas geschieht.«

»So etwas?«

»Eine Patientin in diesem Zustand, die ein Kind austrägt. Es ist schon ein spezielles Wunder der Medizin, dass es möglich ist, nicht?«

Demski nickt. »Andere finden weniger schmeichelhafte Bezeichnungen dafür.«

»Ich weiß. Aber das sollte Sie nicht kümmern.«

»Tut es auch nicht. Nicht wirklich jedenfalls. Es ist nur …«

»Der Termin ist beinahe da, nicht?«

»Ja«, sagt Demski. »Ja, und das bedeutet letztlich, dass man die Maschinen abstellt, nicht wahr?«

Die Ärztin nickt. »Es gibt keine andere Möglichkeit. Nicht wirklich jedenfalls. Die Wahrscheinlichkeit, dass sie aufwacht, ist beinahe nicht gegeben.«

»Beinahe.«

Doktor Wessler lächelt, aber in ihrem Blick schwingt eine spezielle Art von Traurigkeit. Ein Glitzern, das man bei

Ärzten selten, wenn überhaupt sieht. »Es ist letztlich ihre Mutter, die diese Entscheidung trifft. Treffen muss.«

»Ich weiß«, sagt Demski und seufzt. »Mich fragt niemand, und das ist auch in Ordnung. Ich habe keine Rechte.«

»Streng genommen dürften Sie nicht mal hier sein. Aber wir halten auch Sie auf dem Laufenden, weil Sie am Ende auch involviert sind.«

»Weil ich der Vater bin.«

Sie nickt. »Wissen Sie schon, wie es weitergeht?«

Demski schüttelt den Kopf und nippt an dem Kaffee. »Ich schätze, das entscheidet auch ihre Mutter. Oder die Anwälte.«

»Wie geht es Ihrer Frau?«

Demski zuckt unwillkürlich zusammen. Der Kaffee ist viel zu heiß. Er schluckt, fasst sich an die Lippe. »Sie ist okay«, sagt er dann. »Es läuft alles nach Plan, wenn man so will. Die Untersuchungen und alles. Aber ich traue dem Ganzen nicht. Es ist schon zu oft und zu viel schiefgegangen.«

»Ich verstehe das«, antwortet die Ärztin. »Das ist nur menschlich. Aber es wird alles gut gehen. Bestimmt.«

»Das wissen Sie nicht.«

Sie lächelt. »Niemand weiß das. Nie. Aber hoffen darf man. Muss man.«

Wieder öffnet sich die Tür. Ein leichter Luftzug dringt ins Zimmer. Dieses Mal schaut Demski hin, und er ist wie jedes Mal verblüfft über die Ähnlichkeit zwischen Mutter und

Tochter. Es ist das gleiche blonde Haar, die gleichen Gesichtszüge, die Demski von Bine kennt. Nur fünfundzwanzig Jahre älter – und um einiges härter.

»Oh«, sagt sie, und es ist kein Ausdruck der Verwunderung. Vielmehr klingt der Ärger unter der bemühten, vermutlich anerzogenen Schale aus Höflichkeit und Anstand durch. »Ich wusste nicht, dass Sie hier sind.«

Doktor Wessler wirft Demski einen raschen Blick zu. »Ich lasse Sie besser allein.«

Demski bemüht ein gezwungenes Lächeln. »Ja, Sie haben bestimmt zu tun.«

Sie winkt ab, nickt Bines Mutter zu, verlässt das Zimmer und schließt die Tür hinter sich.

Augenblicklich befällt Demski das Gefühl, allein zu sein. Allein in einem Käfig. Gefangen mit einem hungrigen Tiger.

Bines Mutter geht an ihm vorbei, beachtet ihn kaum. Zumindest tut sie so. Aber es ist ihre Geste. Die sagt alles. Sie stellt sich zwischen den Stuhl, auf dem Demski sitzt, und Bines Bett. Nicht frontal, nicht so, dass es irgendwie peinlich wirken könnte. Aber deutlich genug.

»Wie gesagt«, setzt sie an. »Ich wusste nicht, dass Sie hier sind. Sonst wäre ich später gekommen.«

»Man hat mich angerufen, weil es Komplikationen gab. Aber es war wohl falscher Alarm.«

Sie nickt. »Ich weiß. Bis zum Termin ist noch Zeit. Aber mein Gefühl sagt etwas anderes. Es kann sich nur um Tage handeln. Vielleicht Stunden. Eine Mutter fühlt so etwas.

Aber davon verstehen Sie ja nichts. Mich wundert, dass man Sie überhaupt anruft.«

»Ich bin der Vater«, entgegnet Demski, und der Satz fühlt sich immer noch seltsam an. Vor etwas mehr als einem halben Jahr war Demski weiter weg von der lange ersehnten Vaterschaft, als man sich vorstellen konnte, und nun, wenige Monate später, wird er wohl bald zweifacher Vater sein. Von zwei verschiedenen Frauen. Es klingt so falsch, wie es sich anfühlt, aber es ist seine Realität, der er ins Auge blicken muss.

Ein Leben ist ein Leben, aber diese beiden neuen Leben sind teuer erkauft.

Für das eine zahlt Bine den Preis. Sie bezahlt mit ihrem Leben. Kathrin, Demskis Frau, tut das in anderer Währung.

Schmerz. Auf die eine oder auf die andere Art.

»Schlimm genug. Soweit es mich angeht, haben Sie hier keine Rechte. Sie sollten das wissen. Sie sollten sich ohnehin schämen.«

Demski antwortet nicht. Er schweigt. Er weiß das alles. Aber er kann es nicht ändern. Er kann die Zeit nicht zurückdrehen.

»Ich dulde Ihre Anwesenheit nur, weil sie es so gewollt hätte. Auch wenn ich nicht verstehe, wie sie sich überhaupt mit Ihnen einlassen konnte. Ein verheirateter Mann.«

Demski atmet tief ein und wieder aus. Er hat das alles durchgekaut. Immer wieder. Zur Genüge. »Sie ist erwachsen. Sie weiß, was sie tut. Oder was sie will.«

Bines Mutter schnaubt leise. »Dank Ihnen nun nicht mehr.«

Demski sieht sie an, er holt Luft und hält inne. Da ist nicht nur Wut in ihrem Blick. Da ist auch etwas anderes. Etwas, das er von Kathrin viel zu gut kennt. Diese schmerzliche Verletztheit, die sich in die Wut mischt. Wie eine andere Art von Gift.

»Wissen Sie eigentlich, wie sie an Ihnen hing?«, fragt die Frau. »Ich glaube, Sie können sich das nicht vorstellen. Ich habe meine Tochter noch nie so erlebt. Sie hat Sie wirklich geliebt.«

Demski blickt zu Boden, sucht auf den weißen Fliesen nach den Worten, die ihm gerade fehlen.

Die Beziehung zu Bine war kurz. Heftig und auf eine Art schön, aber ihm erschien sie auch immer zwanglos. Unkompliziert.

Es scheint, er hat sich geirrt. Einmal mehr. Wieder kann er daran nichts ändern. Es gibt zu viel Schmerz in seinem Leben. Und zu viel Tod.

»Sabine war so unglücklich, weil Sie verheiratet waren und nicht den Mumm hatten, Ihre Frau zu verlassen. Sie haben sie einfach nur betrogen. Alle beide.«

»Glauben Sie, ich weiß das nicht?«, platzt es aus Demski heraus. »Glauben Sie, es hilft, wenn Sie weiter Salz in diese Wunden streuen?«

»Vielleicht ist das manchmal notwendig.«

»Es hilft niemandem«, sagt Demski. »Und vor allem hilft es Bine nicht.«

»Nein«, entgegnet ihre Mutter, und ihre Blicke treffen ihn wie kleine Dolche. »Dafür haben Sie ja gesorgt.«

Demskis Schultern sacken nach vorn, er beugt sich auf dem Stuhl vor, ignoriert den viel zu vertrauten Schmerz in seinem Rückgrat.

»Glauben Sie nur nicht, ich lasse zu, dass Sie das mit dem Kind genauso machen. Ich werde nicht erlauben, dass Sie es ins Unglück stürzen. Ich habe bereits ein Kind an Sie verloren. Ein zweites Mal wird das nicht geschehen.«

»Das klären wir ein anderes Mal«, antwortet Demski und erhebt sich langsam von dem Stuhl.

»Ja, klären Sie nur. Kommen Sie nur mit Ihrem Anwalt, Demski. Ich habe auch einen guten. Das werden Sie sehen.«

»Bitte«, sagt Demski und hebt müde und abwehrend die Hände. »Nicht hier. Nicht heute.«

Bines Mutter holt Luft. Sie öffnet den Mund, schweigt aber, als er sich abwendet, nach der Türklinke fasst, sie nach unten drückt.

Er schlüpft aus dem Zimmer. So rasch und leise, wie es nur möglich ist.

Er geht wenige Schritte den Gang hinunter, entdeckt Doktor Wessler. »Haben Sie auf mich gewartet?«

Sie zuckt mit den Schultern. »Was macht Ihr Rücken?«

»Der tut weh«, antwortet er. »Wie immer.«

»Haben Sie es überlebt?«

Jetzt ist er es, der mit den Schultern zuckt. »Sie schützt nur ihre Tochter, schätze ich. Aber es ist auch mein Kind,

das in Bine heranwächst.«

»Das sie auch beschützen will«, antwortet die Ärztin. »Es ist eine schwierige Situation, und in solchen werden Mütter schnell zu Bestien. Glauben Sie mir, Demski, ich weiß das.«

Er nickt. »Ich allerdings auch, und wenn ich ehrlich bin, ich bin müde und habe von diesem ganzen Mutterding erst mal genug.«

Sie lächelt. »Verständlich. Fahren Sie nach Hause. Ich sorge dafür, dass man Sie weiterhin informiert, wenn hier etwas geschieht.«

»Danke.«

Sie winkt ab. »Nicht dafür.«

»Vielleicht fahre ich wirklich nach Hause. Wer weiß, wann das Telefon wieder klingelt.« Er hätte es wissen sollen und weiß es, als es just in diesem Moment geschieht. Es klingelt zwar nicht, aber es vibriert. Er zieht es hervor, hält es hoch. »Sehen Sie?«

Die Ärztin schüttelt lächelnd den Kopf.

Er nickt ihr zu, nimmt dann den Anruf entgegen.

Das Telefonat ist kurz, Demski hört zu, und für Wessler muss es aussehen wie eine Aneinanderreihung von Mhms und Ähs und ja und nein.

»Und?«, fragt die Ärztin, als Demski das Gespräch beendet. »Ist es dringend?«

Demski schüttelt den Kopf, lächelt verlegen und schiebt das Telefon in die Tasche. »Gewissermaßen. Das war meine Frau. Sie will offenbar eine Vermisstenanzeige aufgeben, wenn ich nicht bald nach Hause komme. Mir scheint, sie